



Was uns die Kirchenchronik
von Kussen erzählt

Im Blick auf die Vergangenheit danken wir:

Der Herr hat Großes an uns getan,
des sind wir fröhlich!



Im Blick auf die Zukunft flehen wir:

Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ,
der du Herr aller Herren bist,
beschirm dein arme Christenheit,
daß sie dich lob in Ewigkeit.

Was uns die Kirchenchronik von Russen erzählt

Zum 250jährigen Bestehen
der alten Dorfkirche Russen
im Kreise Pfullingen

Von Pfarrer Lic. Hein-Russen

1936

Verlagsstätte für typographische Kunst Gustav Boettcher, Pfullingen-Ostpr.

In Kussen lebt ein sehr alter Mann. Seit Jahrhunderten hat er sich nicht mehr fortbewegt und hält auf einer Stelle Wacht. Dabei ist er so wetterfest und gesund, daß er manchen eiskalten Winter und manchen glühenden heißen Sommer ertragen hat. Das hat ihm wenig ausgemacht. Gar viel hat dieser uralte Mann erfahren. Er sah fröhliche und traurige Menschen, er kennt gute und böse Zeiten, er schaute in freudige und auch verzweifelte Herzen. Dabei ist er eigentlich recht schweigsam. Nur ein paar Mal in der Woche, meist am Sonntagmorgen, erhebt er seine Stimme. Dann klingt diese so mahnend und einladend. Wenn er sich sonst hören läßt, dann klingt's klagend und traurig.

Der alte Mann, von dem wir hier erzählen, ist so einfach und garnicht eitel. Nur einmal in seinem langen Leben — es war um das Jahr 1750 — hat er ein neues Gewand bekommen. Und dann, vor dem großen Kriege, bekam unser Greis eine Uhr geschenkt, aber diese verbarg er nicht in der Tasche, sondern zeigt sie auch heute noch freundlich allen Menschen, jedenfalls allen denen, die in Kussen sind und zu ihm hinausschauen. Das große Ereignis für diesen alten Mann aber ist dieses: In diesem Jahre feiert er seinen dreihundertfünfzigjährigen G e b u r t s t a g. Wenn unser alter Freund auch sonst so schweigsam ist, so will er jetzt doch bei dieser seltenen Gelegenheit reden, er möchte so gerne vielen Menschen erzählen, was er alles erlebt hat. Wir können es glauben: bei seinem Erzählen will er nicht geschwätzig werden. Er meint, viele Dinge, die er erfahren, gehören vor den Herrgott, aber er meint auch, daß viele Dinge vor die Menschen gehören.

Lieber Leser, weißt Du, wer dieser „alte Mann“ in Kussen ist? Es ist unser schöner K i r c h t u r m, der im Sommer so malerisch aus dem Grün ins weite Heimatland hinauslugt. Und weißt Du auch, welches sein Haus ist? Es ist unsere alte D o r f k i r c h e, die in diesem Jahre 350 Jahre alt wird. Hören wir in folgendem nun, was da zu berichten ist.

Aus der Jugendzeit

Alte Leute erzählen oft mit Behmut aus ihrer Jugendzeit und versichern uns oft, daß „damals alles besser“ gewesen ist. Das kann unser alter Freund nicht behaupten, wenn er an seine Jugend zurückdenkt. Wohl war sein Herrschaftsbereich weit größer als heute, es ging über Mallwischken hinaus und reichte bis dicht vor Budwethen, aber das Land sah damals öde aus. Noch um das Jahr 1500 war die Gegend, die heute die Kirchspiele Mallwischken, Kuffen, Rautenberg, Kraupischken, Niedbudßen und Schorrellen umfaßt, eine wenig bebauter Landschaft. Nichts denn Wildnis und Wald ist bei uns zu finden gewesen, so schreibt Kaspar Schulz, und ein anderer Heimatforscher bestätigt dieses, wenn er von unserer engsten Heimat klagt: Madrauen ist fast öde geblieben, wie es denn heutigen Tages eine große Einöde ist voller Sumpf und Bruch, im Sommer ist es fast unmöglich zu reisen, im Winter geht es über das Eis. Besonders der nördliche Teil war bis auf das Insterthal fast unbewohnt. Die Einwohner wählten ganz natürlich die Flußtäler und Siedlungsplätze, und so finden wir die Flußufer der Kuffupe, auch Drauguppe und der Gymenis recht früh (1500) besiedelt. Dort lebten die Menschen als Ackerbauer, aber auch als Bienenjäger (Weutner genannt) und als Jäger. Mit zu den ältesten Siedlungen in unserer Heimat gehören *Katzenau* und *Eggleningen*, welches ursprünglich als vorgeschobene Sicherungsposten durch die Ordensritter angelegt waren. Wenn man den alten Chronisten unserer Kirche folgt, so haben diese Ortschaften schon 1300 gestanden.

Es werden auch Ordensbefestigungen bei Pilsfallen genannt; ob daraus unsere Kreisstadt entstanden ist, wird aber nicht gesagt.

Jedenfalls muß um 1530 wohl Kuffen da der größte Ort gewesen sein, denn sonst hätte Herzog Albrecht bei seiner Besuchsreise im Jahre 1531 unser Dorf Kuffen wohl nicht zum Kirchdorf bestimmt. Wann die einzelnen Dörfer entstanden sind, ist leider nicht mehr festzustellen.

Jedenfalls werden 1640 folgende, heute stehenden Ortschaften genannt, die damals zu Kuffen gehörten:

Budhühnen, Bednoren, Bludßen, Belsen, Kuffen, Draugupönen, Duden, Gymenischken, Eggleningen, Jänischken,

Jodßen, Kiggen, Kischenbannies, Kögsten, Laugallen, Mallwischken, Meischkuppen, Mingstimmen, Radzen, Spullen, Schwarballen, Urblaugten, Werben, Wajantkehmen und Wallindßen. Um diese Zeit zählte das gesamte Kirchspiel 38 Ortschaften mit 640 Hufen. Allerdings geht damals die Kolonisation rüstig vorwärts. Drei Deutsche mit dem Namen *Petsch* machten in jener Zeit bei uns drei Hufen und 22 Morgen urbar. So ist auch unser Kirchspiel vorwärts gekommen, und die Bevölkerung in allen Ständen mehrte sich, obgleich im Jahre 1665 vier Dörfer zum neugegründeten Kirchspiel Budwethen kamen, nämlich Morisklaufen, Laugallen, Skaisgirren und Jodupönen.

Der schwarze Tod reitet durchs Land

Es war ungefähr im Jahre 1708, als unser alter Freund, dessen Erlebnisse wir hier erzählen, ein furchtbares Traumbergebot hatte: Er sah den Tod, von Westen kommend, durch das Land reiten. Er sah im Traume, wie dieser Tod auch lange Zeit in unseren Dörfern Wohnung nahm. Dieser Traum wurde furchtbare Wirklichkeit. Im August jenes Jahres kam die Pest von Königsberg her in das Kirchspiel. Gar viel Unheil ist in der langen Zeit durch unser Land gegangen, aber diese Seuche ist wohl das größte Unglück gewesen, das unser alter Kirchort erlebt hat. In unserer Kirchenchronik wird uns erzählt, daß im Amte Insterburg über 40 000 Leute daran gestorben sind. Von unserer Gegend wird berichtet, daß die Leute damals wie die Fliegen gefallen sind und wörtlich heißt es: War man bekümmert, es würde nicht genug Brot sein, so wird noch Brot übrig bleiben, und es werden keine Leute sein, die es verzehren. Zu den ersten Opfern dieser furchtbaren Seuche gehörte der damalige Pfarrer *Albert Naushning* und zwei Kirchenvorsteher.

In manchen Dörfern sind von 500 Einwohnern nur fünf am Leben geblieben. Tausende von Getreidehähnen blieben auf den Feldern, weil die helfenden Hände fehlten. Unter den Handwerkern blieb im ganzen weiten Kirchspiel ein Tischler am Leben, Insterleute und Gärtner waren fast wie ausgestorben, die Zahl des Gesindes ging auf 66 zurück. Da ist es kein Wunder, daß eine furchtbare Verzweiflung über die Leute kam.

An eine Flucht oder einen geordneten Fortzug war ja bei damaligen Verhältnissen nicht zu denken. So mußte man sich irgendwie mit diesem furchtbaren Geschick abfinden. Unser Chronist erzählt, wie gar viele Leute gegessen und geschmaust haben; sie meinten, daß dieses das Letzte wäre, wenn man doch sterben müsse. Andere wieder trieben mit den Knochen der Selbstmörder merkwürdigen Überbrauch und meinten, damit ihre Häuser zu schützen. Die Ritter flüchteten in die Wälder und lebten dort größtenteils von dem Vieh, welches sich dort herrenlos herumtrieb und an Hunger litt.

Die Pest trat nach den Schilderungen der Zeitgenossen auf viererlei Art auf: „Die ersten bekommen Frost, große Kreuz- und Kopfschmerzen, hernach große Hitze und ungemeinen Durst, danach sie nach einigen Stunden sterben. Die zweiten bekommen große Geschwüre, haben fürchterliche Hitze dabei und solche Herzensangst, daß sie nirgends Ruhe haben, laufen in alle Winkel, bis sie nach einigen Stunden sterben. Die dritten fangen an zu schlafen, wachen auf, fangen mit der Brust an zu arbeiten und sterben sofort. Die vierten werden wie unsinnig von großem Gift, daß man sie muß bewachen und binden lassen.“ — Genug dieser schaurigen Bilder! Es war wirklich so, als hätte ein furchtbarer Hagelschlag unser Kirchspiel getroffen und dabei nicht die Getreidefelder, sondern die Häuser und die Menschen vernichtet. Schwärme von Heuschrecken vernichteten im Frühjahr 1713 den Bestand der Saaten, und eine allgemeine Viehpeste in jener Zeit vollendete das gewaltige Elend.

Nachdem die Pest vorüber war, fand eine allgemeine Bestandaufnahme statt. Das Ergebnis ist erschütternd:

Henstischken, inzwischen von Billkallen zugeschlagen, wird als wüst bezeichnet, ebenso Dauden, Kögiten, Eymenischken, Ruffen, Draugupönnen, Jänischken, Untmirehlen und Brußen ist völlig ausgestorben, Wallindßen ist völlig wüst, von Eggleningken ist nichts zu hoffen, von Pischenbannies steht weder Stod noch Stiel, Belsen verprachert. Und so geht es weiter; lediglich in Jodßen und in Bludßen scheint es nicht ganz so schlimm gewesen zu sein. Was sollte da werden?

Und neues Leben blüht aus den Ruinen

Auch ein Unglück kann sein Gutes haben! Diese Wahrheit hat unsere Heimat erfahren. In das arme und verlassene Land kamen nun auf königlichen Befehl Kolonisten aus dem Süden Deutschlands. Was sie zur Auswanderung getrieben hat, wird in unseren Kirchenakten nicht erzählt. Kurz, sie brauchten wohl Land, und unsere Heimat brauchte wohl deutsche Menschen, die ihr Blut mit unserem Boden verbanden und die mit ihrem Schweiß deutsche Erde tränkten. In die verlassenen Dörfer kamen Kolonisten aus Franken und Hessen, aus Ansbach und aus der Pfalz. Wenn wir unsere eigene Ahnenforschung betreiben, so stellen wir oft mit Erstaunen fest, daß unsere Blutslinien irgend wie auf jene Einwanderung zurückgehen. Jedenfalls gibt es nicht wenige in unserer Heimat, die solche Erfahrungen gemacht haben. In Bednoren, Kiggen, Radenau, Jänischken und anderswo sind diese Kolonisten zuerst angesiedelt. Natürlich ist diese Neusiedlung nicht ohne Schwierigkeiten abgegangen, manche Klage über das Leben in der Fremde hat unser Kirchturn gehört. Gram und Heimweh haben in den ersten Jahren die Menschen geplagt, und es sind auch wohl einige Familien zurückgegangen. Doch im Großen und Ganzen hat diese Maßnahme der Regierung erheblich geholfen.

Von besonderer Bedeutung wurde der Zustrom aus dem Westen des Vaterlandes für die Gegend um Mallwischken.

Dorthin waren besonders viele Kolonisten aus dem Gebiet von Ansbach gekommen, und sie wurden bis in die neue Heimat von ihrem Prediger Grasmück begleitet. — Der Wunsch, sich zu einer eigenen Gemeinde zusammenzuschließen, war begreiflich. Schon 1714 hatten Mallwischker eölmische Bauern die königliche Erlaubnis erhalten, einen eigenen öffentlichen Gottesdienst in einem ihrer Häuser zu halten, und bald erhielt man für diesen Dienst einen eigenen Prediger. Als nun die neuen Siedler dorthin kamen mit ihrem starken Verlangen nach dem Trost des Evangeliums, ist Mallwischken bald eigenes Kirchspiel geworden. Der Kolonistenprediger Grasmück verstand es, (1729) bei der Anwesenheit des Königs in Ostpreußen dessen Herz zu erweichen: Er stiftete für die Kirchgründung

7000 Taler. Kuffen bezeichnet sich mit Recht als die Mutter Mollwischken's. An die junge Tochter gab unser Kirchspiel folgende Dörfer ab: Mollwischken, Wedern, Paberdsen, Abschruten, Ederkehmen, Plimballen und Wittgiren. Für diesen Abgang erhielt das Kirchspiel Kuffen folgende Dörfer von Billkallen gewissermaßen als Entschädigung: Henskißken, Laugallen, Septinlöpchen, Ringstimmen und Schwarballen. —

Von größter Bedeutung für das innere und äußere Leben unserer Gemeinde war die Einwanderung der Salzburger. Hierüber hören wir am besten unsere alte Kirchenchronik selbst:

„Durch keine Kolonie gewann die hiesige Provinz mehr, als durch die am Ende des Jahres 1731 eingewanderten evangelischen Salzburger. Bei der Glaubensbedrückung, unter der sie in Salzburg lebten, sahen sie sich gezwungen, zwei Abgeordnete an den König Friedrich Wilhelm I. nach Berlin abzuschicken, um ihn um seinen Schutz anzusuchen. Tätig nahm sich derselbe ihrer an, sodaß ihnen das Recht der Auswanderung zugestanden wurde, und im Jahre 1732 wurden über 9000 nach Preußen abgeschickt.

Am 29. und 30. April 1732 sind die ersten Haufen der Salzburger nach Berlin gekommen. Ihre Abreise von Berlin geschah am 9. und 10. Mai. Am 21. Mai gingen sie in Stettin zu Schiff. Es waren vier Schiffe; das erste langte in Königsberg am 27. Mai an, auf welchem sich 129 Personen befanden, das andere am 28. und das dritte am 29. und das vierte endlich am 31. Mai. Am 10. Juni gingen alle zusammen in die Schloßkirche. Danach teilte der Rat Geld aus, damit sie sich auf der Reise erquicken könnten. Man gab ihnen ihre Pässe und führte sie am folgenden Tage nach ihrem Preußen, wo sie ihre künftige Wohnung haben sollten. Am 17. Juni kamen die ersten Emigranten glücklich nach Gumbinnen, diesen folgte eine andere Partie am 21. Juni, beide Züge wurden ordentlich eingeholt. Herr Pfarrer Heyßadt, Rektor Naugardt und Kantor Fischer nebst den Schulanen kamen ihnen vor der Stadt entgegen. Den zweiten Zug empfing man mit dem Liede: Der Herr ist mein getreuer Hirt. — Man führte sie unter stets währendem Gesange hinein und vor das Rathaus, wo sie der Herr Prediger mit einer erbaulichen Rede bewillkomnte. Danach verlegte man sie in

ihre Quartiere. Die Einfalt, Redlichkeit und ungeheuchelte Furcht Gottes leuchtet den Salzburgern aus den Augen. Sie sind dankbar, bescheiden, sittsam und mäßig im Essen und Trinken, dabei sind sie fröhlich, zufrieden und still, unerachtet es lauter Ochsen, Pferd- und Viehknechte sind. Ihre Vorsteher können lesen, welchen sie ungemein parieren, sodaß sich keiner ohne deren Erlaubnis versprechen, oder zurückbleiben, auch ohne ihre Consens nicht einen Heller behalten oder ausgeben wird.

Ihre Kleidung ist sehr schlicht. Die Mannsperjonen tragen kurze Wämser von größtem Zeuge und leinwandne Bladderhosen, meistens graue, oder blaue Strümpfe, die Schuhe mit Resteln. Die Weibspersonen haben kurze Röcke, so nur bis ans Knie gehen und haben alle grüne Hüte auf. Von Taille sind sie alle mittelmäßiger Natur. Bei ihrer Ankunft in Preußen wurde den Salzburgern aller nur möglicher Vorschub geleistet und da der König wünschte, daß immer mehr nachkommen möchten, ließ er einen öffentlichen Bericht abstratten in dem es heißt:

(1732) „Das Land, wohin die Salzburger geführt werden, ist ein gar schönes ebenes und fruchtbares Land, darinnen guter Acker, fette Weide, auch genugsame Holzung und Fischerei befindlich, dajelbst sind nun einige tausend Salzburger wohl untergebracht. Ihre königliche Majestät aber lassen ihnen darinnen noch mehr Häuser, ja ganz neue Dörfer und Kirchen bauen. Die Kolonisten bleiben in Familien und Anverwandten zusammen, oder werden doch nahe beieinander angelegt, daß sie in einem Tage zusammen kommen können. Diejenige Handtierung, die ein jeder in Salzburg gehabt, behält er auch hier und kann jeder viel oder wenig an Ländereien bekommen, wobei königl. Majestät jeglichen, nebst freier Wohnung, den nötigen Besatz an Rind, Schaaß, Schwein und Federvieh, auch Schiff und Geschir, ohne etliches Entgelt, ganz frei reichen lassen, zugleich auch jeder, um sich besser einzurichten zu können, genugsame Freijahre geben, nach deren Verlauf nur ohnehin ganz erträgliche praestanda von ihnen zu leisten sind.“ — Soweit die Ausführungen unserer alten Kirchenchronik.

Im Kirchspiel Kuffen wurden in Budhunen, Duden, Rischenbannies, Wassantkehmen, Laugallen und Schwarballen Salzburger angelegt. (Später in Kuffen einer, in Spullen vier Salzburger angelegt.) Die Unterbringung

und Verteilung der Salzburger in Preußen war dem Minister von Görne (der dazu nach Gumbinnen geschickt war) übertragen.

Wohl ist den Salzburgern das Einleben bei uns unter so ganz anderen Verhältnissen nicht leicht geworden, jedoch die Kraft des Glaubens, welche sie die alte Heimat verlassen ließ, hat ihnen geholfen, in diesem Land wirklich eine neue Heimat zu finden.

Nicht interessant ist es, wenn man aus den Kirchenbüchern ersieht, wie stark das Zusammengehörigkeitsgefühl und der Familiensinn bei den Salzburgern gewesen ist.

Jahrzehnte waren nötig, um sie blutsmäßig mit der vorgefundenen Bevölkerung zu vermischen. Ihren Kindern gaben sie die Vornamen, welche sie aus ihrer früheren Heimat mitgebracht haben. Es sind wunderschöne zum Teil altdeutsche Namen wie Gottfried, Ruppert, Johann, Thomas, Friedrich, Wilhelm, Michael, Maria, Barbara, Elisabeth, Dorothea, Susanna. Heute noch bei uns vorkommende Namen und Geschlechter zeugen von jener Einwanderung, etwa die Namen, Gruber, Steiner, Reiner, Raminger, Kessler, Gruber, Wiemer und andere mehr.

Neben dieser Ansiedlung durch Kolonisten ist die Besiedlung unseres Kirchspiels durch Neugewinnung von Ackerland vorwärts gegangen.

So entstanden um die Jahre 1770 bis 1775 die Dörfer Friedrichswalde, Birkenfelde und Uggirren.

So waren etwa 1780 all die furchtbaren Wunden, die Kriege und Pest geschlagen hatten, verheilt, und neues Leben kam aus den Ruinen. Die Kirche, welche 1740 erbaut war, erwies sich als zu klein, 1780 ungefähr wurde deshalb ein Anbau vorgenommen, und in dieser Gestalt dient die Kirche auch heute der Gemeinde.

Nur einmal noch hat das Kirchspiel eine wichtige Aenderung erfahren, als im Jahre 1853 das Kirchspiel Friedrichswalde, jetzt Rautenberg, gegründet wurde; wir nennen dieses Kirchspiel gerne unsere zweite Tochter; denn folgende Ortschaften gab die Mutterkirche nach dorthin ab: Girehlschken, Urrupönen, Jöenberg, Ritterswalde, Neustonrupönen, Uggirren, Neujorge, Neuweide, Lößgirren, Grünwalde, Wingruppen, Kamanten, Droschwalde, Zodu-

pönen, Bredlauken, im Jahre 1862 wurden auch Blumenihal und Birkenfelde, Kl. Meschkuppen, Grünkrug zu Rautenberg zugeschlagen. Unser alter Mann meint, mehr wollte er von diesen Dingen nicht erzählen, denn viele wüßten ja selbst, wie das Kirchspiel weiter geworden ist. Vor allem aber möchte er von anderen Sachen berichten, wobei er hofft, daß wir ihm auch dabei zuhören werden.

Geistliches und geistiges Leben

Unser alter Freund wundert sich heute, wenn am Morgen die Schulkinder mit ihren Büchern und Hefen über den Kirchenplatz gehen. Er wundert sich auch, wenn die Menschen am Sonntag vormittag so mühelos und schön aus ihren Gesangbüchern lesen. Ueber manches Gespräch auf dem Kirchenplatz, das er aus seiner Höhe hört, ist er erstaunt. Er entnimmt diesen Gesprächen, daß die Menschen heute alle Zeitungen lesen und daß gar viele Menschen Bücher, dicke Bücher mit Vergnügen studieren. Er hört auch, wie ein paar junge Leute von dem Kinostück sprechen, das sie vor einigen Tagen gesehen haben. Das war in seiner Jugend doch ganz anders. Diese neu-modische Zeit! Aber unser Freund ist auf solchen Fortschritt doch ganz stolz, und gerne erzählt er uns, wie das alles gekommen ist. Damals, als unsere Kirche zum ersten Male gebaut wurde, war geistliches und geistiges Leben daselbe. Um das geistliche Leben war es noch recht mangelhaft bestellt. Der Orden hatte wohl das Land äußerlich erworben, aber für die innere Pflege blieb viel zu tun übrig. Nach dem Bericht unserer Chronik waren die nächsten Kirchen in Georgenburg und Jasterburg. Vor der Reformation zogen im Jahr ein paar Mal Mönche auf schlechten Wegen durch die einsame Gegend, haben die Kinder christlich getauft und gepredigt. Sie sprachen lateinisch, die Leute verstanden aber nur ihre eigene Sprache, und so ist aus der ganzen seelsorgerlichen Tätigkeit nicht das Herausgekommen, was nötig war. Herzlich wenig haben deshalb unsere Vorfahren zuerst gespürt, was für ein gewaltiger Wandel auf geistlichem und auf geistigem Gebiet sich dadurch anbahnte, daß Ostpreußen unter Herzog Albrecht 1525 dem Werk der Reformation zugeführt wurde. — Gleich nach dem Jahre 1540 hat der Herzog das Land visitiert,

und das Ergebnis war die Kirchengründung in Gumbinnen, Rattenau, Traupischken, Liebudgen, Lasdehnen und schließlich auch Ruffen.

Mit dem Bau der Kirche, des Pfarrhauses und dem Amtsbeginn des ersten Pfarrers Sappuhn hat unsere Gegend sofort einen eigenen geistigen Mittelpunkt bekommen. Bibeln und Gesangbücher wurden eingeführt, das erste Gesangbuch enthielt allerdings nur 10 Lieder, aber schon im Jahre 1586 gab man ein solches mit 66 Liedern heraus. Eine bestimmte Kirchenordnung sollte geistliches Neuland pflügen. Zwar waren damals noch keine Schulhäuser und Schulbediente vorhanden, aber der Pfarrer hatte die dringende Pflicht, die Jugend in dem Allernotwendigsten zu unterrichten. Wie einfach die Verhältnisse damals noch lagen, geht schon aus der Notiz hervor, daß um 1600 in der Kirchenbibliothek nur ein einziges Buch vorhanden gewesen ist. Aber dieses kostete auch 50 Mark. Wenn auch der innere Aufbau einer wirklichen Gemeinde eine gewaltige Aufgabe war, so lagen doch die Vorbedingungen nicht ungünstig.

denn über unsere damaligen Einwohner hören wir von einem zeitgenössischen Schriftsteller ein gutes Urteil.

Er schreibt: In diesem Amt (gemeint ist das Amt zu Insterburg) wohnt ein starkes Volk, es ist nach seiner Art gottesfürchtig, sie ehren ihre Pfarrherrn, sind der Obrigkeit gegenüber gehorsam und willig, sie tun, was ihre Pflicht ist. Derselbe Zeitgenosse rühmte die Friedfertigkeit und Eintracht dieser Bevölkerung.

Außerordentlich aufschlußreich für die inneren Zustände der damaligen Zeit ist eine Kirchenordnung, welche im Jahre 1638 vom Kurfürsten Georg Wilhelm anlässlich der Kirchenvisitationen der Kirchen im Insterburgischen Amt erlassen wurde. Da werden die Pfarrer zuerst ermahnt, die Bibel nicht im Schrank liegen zu lassen, sondern sie täglich zu benutzen. Lieder und Katechismusstücke haben sie ihren Kirchspielkindern systematisch in Zusammenkünften nach dem Gottesdienst beizubringen, auch haben sie nicht durch „Kaldocen“ (Herausforderung zu Geschenken) die Gemeinde zu verärgern.

In der Gemeinde gab es damals schon die kirchlichen Ämter der Kirchenvorsteher und Potabeln. Die Kirchen-

vorsteher waren enge und vertraute Mitarbeiter des Pfarrers. Fraglos waren es deutsche Böhmer, welche gut des Lesens und auch Rechnens kundig waren. Die Potabeln, vier für das Kirchspiel, haben bei der Ausübung der damals strengen Kirchenzucht geholfen und haben ehrenamtlich Glöcknerdienst getan. Auch hatten sie als weglundige und treue Leute den Pfarrer auf seinen weiten Reisen zu begleiten.

Die kirchlichen Pflichten der Gemeindeglieder wurden damals streng geregelt.

Kirchgang, Besuch des Abendmahls, Regeln für Taufe und Trauung waren genau festgelegt. Die Kinder sollten zum Beispiel nicht länger als drei Tage ungetauft bleiben, die Zeit zwischen einer ordentlichen Verlobung und der Hochzeit soll sechs Wochen nicht übersteigen. Besonders anfällig scheint damals die Bevölkerung für das Wahrsagen und Gaukeln gewesen zu sein, denn gegen diese Sünde und Unsitte, die von Zigeunern ausging, wird in der Kirchenordnung recht deutlich Stellung genommen. Wenn man diese Kirchenordnung im Gesamten überfliehet, so hat man den Eindruck, daß trotz aller Einfachheit und trotz mancher Gebrechen das Gemeindeleben im Aufblühen und Wachsen war.

Aus dem geistlichen Leben kam das geistige Leben

Unsere Chronik ist ein rechtes Beispiel dafür, wie aus der Kirche allmählich die selbständige Schule wird. Laurentius Busch war der zweite Pfarrer an unserer Gemeinde. Er amtierte von 1595 bis 1620. Ob zu jener Zeit die Schule in Ruffen schon gestanden hat, ist ungewiß. Jedenfalls ist unter seinem Nachfolger Surkau etwa um 1628 ein Schulmeister zum ersten Male erwähnt, und die genannte Kirchenordnung jagt schon manches aus über das Schulumt. Deutlich ist daraus zu erkennen, daß man damals zwischen solchen Lehrern unterschied, welche studiert und gelehrt waren und dem Pfarrer auch bei der Predigt halfen, und solchen, die nur Handwerker und einfache „Simplicisten“ waren. Diese konnten selbst nur ein wenig lesen und singen. Allerdings erhielten sie nach

unserem Zeugnis nur 35 Mark im Jahre, sollten sich im übrigen vom Handwerk, von der Hüterei und vom Branntweinausschank nähren.

Zudemfalls war der Schulmeister von Kuffen damals weit über diese Besoldung hinausgestellt. Er erhielt zwar zuerst nur 15 Mark im Jahr aus der Kirchentasse, nutzte aber dafür die Kirchenhufe und erhielt eine beträchtliche Holzlieferung. Recht bald wird ihm das Bargeld auf 50 Mark erhöht.

Um 1650 wird von einem Schulneubau in Kuffen berichtet.

Herzlich schlicht und einfach muß er ausgefallen sein, denn zum Zubehör gehörte nur ein Tisch, zwei lange Bänke und eine Ofenbank. — Heute baut man Schulen, weil die Schulkinder einfach da sind, aber damals war das ja anders. Die Schulfreudigkeit und die Willigkeit zum Lernen mußten erst geweckt werden. In unserem Zeitalter braucht man wohl keinem Elternpaar zu sagen, daß ihre Kinder im Leben lesen und rechnen müssen, aber damals hat unser alter Kirchturm

manch wunderliches Gespräch der Eltern belauscht.

Unwillig klagten sie über die neue Mode,

daß ihre Kinder sich mit nutzlosen Künsten plagen sollten. Man glaubte auch, das Lernen für die Kinder werde bald abgeschafft werden. In der mehrfach erwähnten Kirchenordnung wird als Mindestmaß verlangt, daß jedes Dorf wenigstens einen begabten Knaben von Herbst bis Ostern in die Schule schicken soll, damit er selbst das ganze Dorf ein wenig im Gebet unterweisen könnte. Den vorhandenen Schulen wird aber schon ganz genau gesagt, was sie mit den Kindern zu treiben haben: Rechnen, Schreiben, Lesen, Sittenlehre und natürlich Bibel und Katechismus. Trotz vieler Ermahnungen und Verordnungen ist aber die Sache der Schule nicht so recht vorwärts gegangen. Es ist ja immerhin bezeichnend, daß noch im Jahre 1680 ein Kirchenvorsteher sein Fernbleiben von einer Rechnungslegung damit entschuldigt, daß er keine sonderlichen Fähigkeiten im Rechnen und Schreiben habe.

Grundlegenden Wandel brachten bei uns wie überall die Maßnahmen des Königs Friedrich Wilhelm I. Nachdem eine allgemeine Visitation von 1717 bis 1720 noch ver-

hältnismäßig wenig geholfen hatte, nahm der König die Sache selbst in die Hand. Auf einen jaghaften Bericht schrieb er einen Brief, der wirklich wert ist, der Vergangenen entrissen zu werden. Er schreibt: „Dieses ist nichts, denn ihr da wollt das arme Land in Barbarei erhalten. Denn, wenn ich baue und verbessere das Land, und ich mache keine Christen, so hilft mir alles nichts. Sie sollen sich mit Obermarschall Prinz zusammmentun, auch Porst und Reinbeck sollen mir vorschlagen, wie die Sache am besten anzustellen ist, auch muß ein Weltlicher dabei sein, den man von hier aus senden muß und der ein Gottesmann ist.“

Der König reiste selbst im Lande umher, und ein Pfarrer Engel aus Schillen begleitete ihn. Unsere ganze Gegend wurde damals in Schulbezirke eingeteilt. Da die Dörfer zum Bau und zum Unterhalt der Schulen meist zu arm waren, schenkte der König zu diesen Zwecken 50 000 Taler, für damalige Verhältnisse wirklich ein großes Vermögen. Nun kam die Sache richtig in Schwung.

Bei uns wurden die Schulen in Henslischken, Radenau, Draugupönen und Baltruschellen eingerichtet und gebaut. Die Verteilung der einzelnen Dörfer auf diese Schulen ist manchem Leser wohl nicht uninteressant. Darüber wird berichtet:

Schule Radenau mit 22 Kindern, Budpöhnen 10 Kinder, Jodßen 15 Kinder, Wallindßen 6 Kinder, Plimballen 11 Kinder, Draugupönen 20 Kinder, Baltadonen 6 Kinder, Kischen 10 Kinder, Jänischken 9 Kinder, Eggleningken 11 Kinder, Mirlauken 14 Kinder, Baltruschellen 10 Kinder, Baltruschatschen 5 Kinder, Karalkemmen 9 Kinder, Kamanten war erst erbaut, Kubillehnen, Lazargen, Karczenigken sind aus dem Kirchspiel Budwethen. Zur Schule Henslischken: Henslischken mit 24 Kindern, Siebenlinden 13 Kinder, Ringstimehlen 3 Kinder, Schwarballen 4 Kinder, Werben 7 Kinder, Duden 6 Kinder, Waffantkemmen 5 Kinder, Belsen 5 Kinder. Zur Schule Kuffen: Kuffen 24 Kinder, Bludßen 4 Kinder, Budupönen 4 Kinder, Spullen 9 Kinder, Kiggen 9 Kinder, Brußen 10 Kinder, Wejchluppen 3 Kinder, Grünkrug 2 Kinder, Dauden ist wüst, Ringstimmen 4 Kinder, Laugallen 3 Kinder, Waffantkemmen 6 Kinder, Bednoren 8 Kinder, Urblaugten 8 Kinder. Man muß diese Zahlen einmal mit den heutigen

Zahlen der Schulpflichtigen vergleichen und dabei bedenken, daß der Kinderreichtum in der damaligen Zeit erheblich größer gewesen ist!!

Die Kinder mußten damals vom 6. Lebensjahre an die Schule besuchen, und dort bis zum 14. Lebensjahre bleiben, eine Ordnung, die wir nur allzugut aus unserer Zeit kennen. Genaue Vorschriften für den Lehrplan werden gegeben, und keine Ortschaft soll einen Lehrer ohne eine gewisse Prüfung anstellen. Der Unterhalt der Lehrer wird einigermaßen geregelt. Es heißt in unserer Chronik: Jeder Schulmeister soll bekommen 12 Scheffel Roggen, 6 Scheffel Gerste, 10 Taler Schulgeld. — Wenn wir unsere Kirchenchronik weiter verfolgen, so haben wir einen Eindruck davon, wie energisch und zielbewußt diese Maßnahmen nun durchgeführt werden. Jahrzehnte gehen ins Land, und das geistige Bild hat sich grundlegend geändert. Nehmen wir einmal als festen Beobachtungspunkt das Jahr 1780. Neue Schulen sind in Brußen, Spullen und Budshünen angelegt, ein Schulbau in Ringstimehlen wird erwogen. In Rüssen zählt die Schule 158 Kinder, und ein Schulgehilfe wird angestellt. Eine gewisse Ferienordnung ist schon gegeben, und mit Staunen liest man, daß es damals schon die Bestimmung gab, Schulkinder sollten in der Schulzeit nicht hüten. Nur 19 Personen hat man im Kirchspiel ermittelt, die über 16 Jahre alt sind und keine Schule besucht haben!

Doch den ganzen inneren Umschwung haben wir mit diesen äußeren Dingen keineswegs erfasst. Weit wichtiger war es, daß aus den geschulten Kindern Männer und Frauen wurden, die eigene Kinder hatten, und diese brauchte man wohl nicht mehr zum Besuch einer Schule zu zwingen. Mit den Jahrzehnten wuchs ein Geschlecht heran, welches fähig und willens war, am geistigen Leben des Vaterlandes und der Welt teilzunehmen.

In diesem Zusammenhang wirkt es symbolisch, daß vom Jahre 1802 ab die Kirche veranlaßt wird, auf Kosten der Kirchenkasse das „Intelligenzblatt“ zu halten. Damit hält das Zeitungswesen bei uns seinen Einzug, und wir brauchen hier nicht zu schildern, was das für das innere Leben der Gemeinde ausgemacht hat.

Aus dem Senstorn wird ein Baum

Unwillkürlich muß ich an das Gleichnis vom Senstorn aus der Bibel denken, wenn ich über unserer alten Chronik sitze und diese Entwicklung überdenke. Nicht nur das Himmelreich ist gleich dem Senstorn. Und nicht nur vom Himmelreich heißt es: „Und es wurde ein großer Baum daraus“. Ganz klein und unscheinbar hat dieses geistige Leben begonnen und doch welche gewaltigen Auswirkungen heute! Wenn auch bei uns Genossenschaften und Vereine Eingang gefunden haben, wenn auch unsere Einwohner an Deutschlands Erhebung im Schicksal Anteil nehmen konnten, wenn auch unsere Kirchspielkinder Theater und andere Dinge kennen, dann wollen wir nicht vergessen, daß dazu unsere Vorväter sauer und mühsam das A.B.C. lernen mußten und den Rechenstift mühselig und schwer geführt haben. Das meint auch unser uralter Freund, der Kirchturm, wenn er hört, wie wir uns manchmal zu schnell über jene alte Zeit lustig machen. Er lächelt dann und denkt: „Ihr wißt ja garnicht, wie alles gekommen ist.“ Ja, die Alten sind nun einmal weis.

Ein Kriegsveteran erzählt

Unser alter Freund, der hier zu Worte kommt, ist wohl der älteste Kriegsveteran weit und breit. Mitgekämpft hat er freilich nicht, aber sehr oft hat er mitten im tollsten Getümmel gestanden und hat sehr viel gesehen. Wenn Kriegsgefahr drohte, dann klang seine Stimme — es sind die Glocken — mahnend und klagend über das weite Land. Wenn Siege erfochten waren, oder wenn gar der Frieden einkehrte, dann hat er mitgejubelt und mitgedankt. Hören wir einmal zu, was er da im Folgenden zu erzählen weiß.

Horden aus dem Osten

Gnädig war unser Kirchspiel vom Dreißigjährigen Kriege verschont geblieben und hatte nur durch Geldabgaben für Kriegszwecke diese furchtbare Geißel gespürt. Da brachen von Osten her die wilden Horden der Tataren in unsere Heimat ein. Im Jahre 1656 begannen die Kriegsschrecken, nachdem die Preußen in der Nähe von Lyck vergeblich ver-

sucht hatten, diesen wilden Fremdlingen Einhalt mit Waffengewalt zu bieten. Die Tatarenschwärme zogen ungehindert durch das Land, und Raub und Mord waren damals an der Tagesordnung. Von Ragnit bis Passenheim wüteten die Feinde, und besonders die Stadt Goldap erlitt ein hartes Schicksal; sie wurde von den Tataren völlig verbrannt, die alten und armen Leute wurden getötet, und die Jungen fortgeführt. Im ganzen sind damals 13 Städte, 47 Kirchen, 250 Flecken und Dörfer verbrannt worden; 23 000 Menschen sollen erschlagen worden sein, an 30 000 wurden fortgeführt. Nach Rußen scheint nur ein kleiner Trupp Tataren gekommen zu sein, und, Gott sei Dank, Kirche und Pfarrgebäude blieben verschont. Aus der Kirche haben damals die mit den Tataren verbündeten Polen das Abendmahlsgesäß und verschiedene Altarsachen geraubt. Insofern hat aber auch unser Kirchspiel große Not getragen, daß der Feind rücksichtslos aus Scheune, Stall und Keller und von den Feldern nahm, was ihm gefiel. Die Verarmung war groß, sodaß der Bevölkerung die Kirchenabgaben für einige Jahre erlassen wurden.

Die Schweden aus dem Norden

Kaum waren diese Kriegsschrecken vergessen, da drang schon wieder neuer Kriegsalarin in unsere stille Heimat. Die ersten Anzeichen des drohenden Krieges bestanden darin, daß unser Kirchspiel wehrfähige Männer und Verpflegung für die Truppen unentgeltlich nach den Magazinen schicken mußte; außerdem wurde noch Kriegssteuer erhoben. Im November 1678 drangen nun 16 000 Schweden in die Heimat ein und eroberten die Aemter Tilsit und Ragnit. Dort taten sie sich gütlich, und unser Chronist erzählt, daß mancher schwedische Soldat soviel Schweinefleisch und Honig in sich hineinstopfte, sodaß er daran gestorben ist. Von besonderen Leiden unseres Kirchspiels wird aber nicht erzählt. Entweder sind die Schweden garnicht nach Rußen selbst gekommen, oder es können nur kleine Truppenmengen gewesen sein. Trotzdem ist auch bei uns großer Jubel gewesen, als der Große Kurfürst in einem glänzenden Siegeszuge die Schweden aus der ostpreussischen Heimat vertrieb. Kaum 3000 Schweden ist es gelungen, über Memel nach Riga zu entkommen.

Nach langen Friedensjahren hat dann der Siebenjährige Krieg wieder Aufregung und Leid in unsere Gegend gebracht.

Wir wissen es ja, daß damals Friedrich der Große gegen eine Welt von Feinden zu kämpfen hatte und daß seine Kräfte zunächst auf anderen Kriegsschauplätzen festgehalten wurden. So war unsere ostpreussische Erde zunächst für Jahre der russischen Herrschaft ausgeliefert. Im Jahre 1757 überschritten die Rußen mit wilden Horden von Donkosaken und Kalmücken die Grenze, und der alte Feldmarschall von Lewald konnte sich gegen die vierfache Uebermacht nicht behaupten. Er versuchte sich dadurch zu helfen, daß unsere Gegend in einer Tiefe von sechs Meilen von den Einwohnern verlassen werden sollte, und daß dann alle Dörfer und Städte zerstört werden sollten. Der Rückzug der Preußen geschah allerdings so schnell, daß die Ausföhrung dieser Maßnahme unterblieb. Das war nur gut, denn sonst wäre Rußen wohl völlig vernichtet worden. Als der damalige Pfarrer die drohende Kriegsgefahr spürte, hatte er noch Zeit, den Glöckner mit den Kirchengeräten sowie mit 200 Gulden Geld nach Insterburg zu schicken. Allerdings ist von der Geldsumme eine erhebliche Menge in Insterburg garnicht angekommen.

Ende Juli und Anfangs August 1757 haben dann die Rußen auch unser Kirchspiel endgültig ohne besonderen Kampf besetzt.

Wohl wird lobend in der Chronik erwähnt, daß damals die russische Herrschaft im großen und ganzen erträglich gewesen ist, aber es war für unsere preussischen Vorfahren schon bitter genug, daß sie Jahre hindurch die russischen Staatsfeste mitfeiern mußten, und daß sie gezwungen wurden, so zu tun, als wären sie bereits russische Untertanen. Drückend waren die Kriegslasten, welche in Geld und Naturalien abgeliefert werden mußten. Fahrten mit Proviant nach den russischen Magazinen in Elbing, Marienwerder, Mohrungen und Posen sind von unseren Bewohnern damals des öfteren ausgeföhrte worden. Aber schließlich wirkte sich der endgültige Sieg des großen Königs auch bei uns aus, und die Rußen verließen unsere Provinz. Jubel und Dankbarkeit kamen zueinander, als in unserer alten Kirche im Jahre 1763 das allgemeine Dank- und Friedensfest gefeiert wurde.

Der Korse kommt

Daß Napoleon der Große einst Europa in Brand und Unruhe versetzte, merkte man damals auch bei uns in Rußen. Aus der großen Geschichte wissen wir ja alle, wie Napoleon das ganze Preußenland nach der unglücklichen Schlacht von Jena im Jahre 1806 offen fand. Bevor der Korse in unsere Gegend kam, war die Provinz durch Kriegslieferungen und Kriegszahlungen an die Preußen und Rußen vollkommen verarmt. Nachdem die Schlacht bei Friedland für die Rußen unglücklich ausgefallen war, erwartete man die fremden kriegerischen Gäste auch bei uns mit Furcht und Zittern. Das Kirchenjubiläum und die Kirchenkasse wurden im Pfarrergarten vergraben. Bei Tage war immer ein Posten auf dem Kirchturm, um die Ankunft der Feinde anzuzeigen.

An einem Vormittage sind dann die Franzosen mit starken Truppen und vielen Offizieren in Rußen eingezogen. Ein General mit seinen Dienern nahm im Pfarrhause Wohnung, und bald ging das Plündern los.

Man suchte auch im Pfarrhause nach Gold und Silber, und der General hat seine Leute nicht daran gehindert. Zwar fand man nur die goldene Tabaksdose des Pfarrers, aber aus Enttäuschung über den geringen Fund nahm man den siebenjährigen Ortspfarrer mit, und als er das Tempo nicht durchhalten konnte, prügelte man ihn halbtot und ließ ihn hilflos bei Spullen liegen. Ähnlich erging es damals vielen Leuten. Der „Frieden von Tilsit“ brachte aber keinen Frieden. Jahre der Mißernte kamen, und dazu gesellten sich die dauernden Kriegskontributionen. Das Hin- und Herfluten der französischen Truppen beim Zuge nach Rußland nahm unseren Vorfahren fast das Letzte. Es sah so aus, als sollten ruhige Friedenszeiten überhaupt nicht mehr eintreten.

Als aber König Friedrich Wilhelm zum Befreiungskampfe aufrief, da fand er in dieser so schwer geprüften und fast völlig verarmten Gegend treue und opferwillige Menschen. Die Provinz Ostpreußen stellte 15 000 Mann, und manch ein Sohn unseres Kirchspiels hat im Herzen Deutschlands jene großen und siegreichen Schlachten des Jahres 1813 mitgeschlagen. Eine schlichte Heldentafel mit 13 Namen beweist, daß auch Herzblut unserer engsten Heimat damals

auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wurde. 200 000 Taler überreichte unsere Provinz Ostpreußen dem König als freiwilligen Kriegsschatz, und fraglos war manch ein Taler aus unserem Kirchspiel dabei.

Nach dem Frieden im Jahre 1815 erließ der König einen Dankaufruf an sein Volk, in welchem es heißt: „Nicht für Fremde wird der Landmann säen und ernten, sondern für sich und die Seinen“. Für ein ganzes Jahrhundert sollte das in unserem Kirchspiel Wahrheit werden. Mehrmals drang allerdings aus der Ferne Alarm und Kriegsgeheul in unser Kirchspiel, aber zum Schauplatz des blutigen Ringens ist es in diesem Jahrhundert nicht geworden. Als das Vaterland 1866 und 1870/71 rief, sind auch von uns Männer und Söhne zu den Fahnen geeilt. Die Namen der Gefallenen in diesen Kriegen sind auf einer Heldentafel in der Rußer Kirche erhalten; 1866 waren es sieben, 1870/71 sind es siebenundzwanzig gewesen, die ihre letzte Ruhe in fremder Erde fanden und dort der Ewigkeit entgegen schlafen.

Unser Kirchturm hat ja auch den Weltkrieg nach diesem Jahrhundert des Friedens miterlebt. Ganz besonders ausführlich und genau hat Besjker Benkler aus Rußen die großen Ereignisse der Jahre 1914 und 1915 in unserer Kirchenchronik geschildert. Er konnte es ja auch besonders gut, weil er selbst alles miterlebt hatte. Aber von diesen großen, neueren Ereignissen will der Kirchturm, unser alter Freund, jetzt noch nicht reden. Merkwürdigerweise meint er, daß wir Erwachsenen und Alten dafür noch zu jung seien. Er will von der Zeit des Ausbruchs des großen Weltkrieges an lieber unsern Kindern und Kindeskindern erzählen, wenn er bei der Vierhundertjahrfeier unserer Kirche reden wird. Er meint, dann wird man ihm mit brennenden Herzen zuhören und sagen: das ist das Größte, was du erlebt hast!

Einiges über Wirtschaft und Handel

Alte Leute haben viel Zeit. So geht es auch unserem Freunde, der uns jetzt manches erzählt hat. Er hat natürlich auch viel Zeit. Damit es ihm nicht langweilig wird, beobachtet er viel und macht sich dann seine Gedanken darüber. Er sieht auf die Dorfstraße hinab und beobachtet das Leben und Treiben. Da flitzen die Fahrräder dahin,

Autos saufen entlang, und jeden Mittag brummen Flugzeuge über ihn hinweg. Er schaut auch auf die Felder, und dort arbeiten die Menschen mit neuen Ackergeräten, auch die Trecker beobachtet er bei ihrer Arbeit. Unser Freund hört auch, wie die Menschen zu seinen Füßen von ihren Wirtschaftsjorgen sprechen, Sorgen, die die Menschen zu allen Zeiten haben, weil das Leben sie eben immer mit sich bringt. Der eine hat einen Wechsel zu bezahlen, der andere redet von seiner Hypothek, und ein dritter spricht von seiner Umsatzsteuer, die ihm gegenüber der Einkommensteuer zu hoch ist. Wieder hören wir sein Urteil: Das war doch früher in meiner Jugendzeit ganz anders. Wenn wir ihn nun fragen, wie es denn damals wohl gewesen ist, so bekommen wir zunächst die Antwort: Als ich jung war, da war alles so viel einfacher und schlichter. Heute, da will jeder nach Möglichkeit sein eigenes Haus haben und darin für sich noch ein Zimmer ganz allein.

Damals waren die Menschen nicht so anspruchsvoll.

Das dörfliche Leben in unserer Chronik wird so geschildert: „Bis zu 40 Personen wohnten friedlich in einem Hause zusammen. Die alte Mutter regiert die Kost. Das Haus, in welchem sie alle essen, heißt das Schwartzhaus. Daneben hat aber jedes Ehepaar ein säuberliches Häuschen, das nennt man ein Kleidt. Sonst haben sie zusammen viele kleine Häuserchen, eins zum Mahlen, eins zum Baden, eins zum Brauen, eins zur Badestube (auch zum Kösten, Birthe genannt). Sie haben keine Scheunen, sondern wie hohe Räder liegen die Lehren zusammen.“ In den Wohnstuben hat's wohl denkbar einfach ausgesehen: Ein Tisch und eine Bank neben einem rohen Schrank ist oftmals die einzige Ausrüstung gewesen. Wie einfach und bescheiden man damals gebaut hat, können wir uns wohl vorstellen, wenn wir von dem ersten Pfarrhaus hören, daß es nur zwei Kammern und zwei Stuben gehabt hat. An den Stubentüren hatte man sich schon Schlösser geleistet, an den Kammertüren waren nur Klinken.

Gelebt haben die Leute damals in der Hauptsache von den Erträgen der Acker und Felder. Vares Geld war sehr rar. Wo sollte das Geld auch herkommen, wenn ein Scheffel Korn 2 Mark und ein Scheffel Erbsen 4 Mark

kostete. (Eine Mark gleich 60 Schillingen, 3 Schillinge machten einen alten Groschen. Eine Mark also 20 alte Groschen).

Aber man brauchte es ja auch weit weniger. An Steuern war nur zu zahlen: Pfluggeld, Getränkesteuer, Honigsteuer. Später kam dann noch der Kirchendezem dazu, welcher nach Insterburg abgeführt wurde. Recht eigenartig berührt es uns, daß unsere Vorfahren keine Hausgärten gekannt haben. Noch 1638 heißt es in einem Regierungsbericht: einen Baum- und Obstgarten haben wir nirgends gefunden.

Damals war es allen Ständen weit mehr einsichtig als heute, daß wir ja alle vom Brot der Erde und den Früchten des Feldes leben. Der Pfarrer hatte seinen Hauptteil des Gehaltes in dieser Form: Er nutzte 4 Hufen Land und erhielt an Bargeld im Jahre zunächst 40 Mark alter Gelteung und später 150 Mark im Jahr. Ähnlich stand es auch mit dem Kirchschullehrer, der später Präzidentor genannt wurde. Auch die Handwerker nehmen einen großen Teil ihres verdienten Lohnes in dieser Form.

Bezeichnend dafür ist eine durch die Chronik erhaltene Abrechnung für den Schulbau in Ruffen um das Jahr 1650.

Neben der vollen Verpflegung für die Handwerker erhielt der Zimmermann Bernhard Thomas 60 Mark (alte Währung) 6 Scheffel Korn, 2 Scheffel Gerste, 7 Scheffel Hafer, 1 Scheffel Erbsen, 2 Schafe u. a. mehr. Gastwirtschaften gab es um 1600 nur 5 im Kirchspiel: 2 in Ruffen, 1 in Mallwischken, 1 in Radenau und eine in Draugupönen. Heute haben wir 12 Gastwirtschaften im Kirchspiel, obgleich der Flächeninhalt nur die Hälfte beträgt. Das soll nicht besagen, daß heute die Trinkfreudigkeit größer geworden ist. Ich glaube, eher das Gegenteil ist der Fall. Aber die Leute hatten damals viel weniger zu reisen. Ein Fremder im Dorf war immer ein seltenes Ereignis. Und die Einheimischen werden wohl neben dem sonntäglichen Kirchgang im Jahre nur ein paar Mal zum Handwerker nach auswärts gekommen sein. Schließlich war auch einmal eine Reise nach Mallwischken oder Ruffen nötig, wo die Landschöffen im Auftrage des Amtshauptmannes Erb- und Grenzstreitigkeiten regelten. Neben den Krügen hat es hin und her in den Dörfern noch Krämer gegeben. Sie werden wohl in der Hauptsache mit Gewürzen gehandelt haben, welche damals allerdings recht

teuer gewesen sein müssen. Als die Bauleute beim Neubau der Schule verpflegt wurden, hat man dabei für 10 Mark Salz gebraucht, und bei der Einführung des Pfarrers Fuß im Jahre 1669 wurde für 7 Mark Gewürz verbraucht. Entweder hat man die Speisen dabei gründlich verwürzt oder das Gewürz ist sehr teuer gewesen.

Hundert Jahre später

Sobiel wie heute ein Jahrhundert in der Wirtschaft ausmacht, hat es damals nicht gewirkt. Allerdings ist das Bild von der Wirtschaft, Handel und Wandel doch schon ein ganz anderes. Besonders auffallend ist das Heraustreten der Stände in diesem Zeitraum. Die angesehensten Leute und auch die mächtigsten waren die Pächter der königlichen Ämter. Für unser Kirchspiel kam das Amt Kuffen in Frage. Als erster Amtmann in unserer Chronik wird ein Herr Kahlenberg genannt. Zum Amt gehörten damals die Vorwerke Meischkuppen und Littenen. Auch das Amt Brakupönen reichte in unser Kirchspiel hinein, liegt doch darin das vielleicht ertragreichste Vorwerk Kalbassen, welches schon im Jahre 1728 zu bauen begonnen war.

Zum Amte Kuffen gehörten folgende Dörfer:

Baltrußehlen, Bludßen, Brußen, Budupönen, Draugupönen, Kiggen, Laugallen, Kamanten, Mingstimmen, Mingstmehlen, Septinlöben, Spullen, Urblaugken, Wallindßen. Zum Amte Brakupönen waren zugeteilt: Antmirehken, Baltruschatschen, Belsen, Beduoren, Budhühnen, Tuden, Eggleningken, Churenischken, Jänischken, Szameitkehmen, Karalkemmen, Wassantkehmen. Henstischken gehörte zum Amt Uppiaunen. Was das zu bedeuten hatte, werden wir sehen, wenn wir von dem Scharwerksdienst und der verschiedenen Art der Bauern sprechen.

Es gab damals drei Arten der Bauern. Die Einteilung lassen wir den Chronisten selbst vornehmen:

„Köllmische Güter sind völlig freie Allodial-Güter, die auf beiderlei Kinder zu gleichen Teilen vererbt werden und von allem Scharwerk, Vorspann und Postfuhrn gänzlich befreit, doch zu Kriegsfuhrn und Diensten, die zur Sicherheit des Landes nötig sind, verpflichtet, zahlen Domänen-Zins.

Chatoul Köllmer genießen alle Rechte der köllmischen Güter, auch wird ihnen Remission bei Mißwachs erteilt. Chatouller unterscheiden sich von ihnen darin, daß sie nicht zu köllmischen Rechten verzeichnet werden und also nicht gleiche Rechte und Freiheiten haben. Chatoul Bauergüter sind erb- und eigentümliche Güter, die Besitzer können ihre Besitzungen nach Gefallen verkaufen und verrichten kein Scharwerk bei den Kgl. Vorwerken.

Kgl. Bauernbürger sind Dörfer, deren Güter, Höfe und Erben nicht den Bauern, sondern den Landesherrn gehören; sie sind entweder Scharwerksbauern, die herrschaftlichen Besitz an Vieh, Pferden und Ackergerät haben und entweder einen bestimmten oder unbestimmten Scharwerk, auch alle Dienste, wozu sie gefordert werden, leisten und Hochzins, die keinen herrschaftlichen Besitz haben und zwar einen höheren Zins zahlen, aber keinen oder geringen Scharwerk leisten. Einige haben erbliche Verschreibungen und werden Erbfreibauern genannt.“

Wie bitter und schwer die Bauern den Scharwerksdienst empfunden haben und wie sehr die Steinschen Reformen schon damals in der Luft lagen, mag uns auch der Chronist schildern:

„Der Pächter königl. Ämter in Littauen konnte, weil die Dorfschaften ihm als Dienstgesinde bei den Feldarbeiten zugewiesen waren, in ein patriarchalisches Verhältnis mit diesen seinen Dienstleuten treten, dem sie freudig gehorchten, wenn er sie leutselig behandelte. Dagegen hatten manche es mit den Gemeinden dergestalt verstanden, das Dragonaden befehligt werden mußten, um die Dorfschaften zu dem Frondienst mit Gewalt zu zwingen. Der Domänenbeamte war damals die höchste Polizeiperson für die Ortschaften seines Bezirkes und konnte Strafen nach Gutdünken verhängen. In keiner Jahreszeit war der Einsasse vom Frondienst frei. Im Frühling mußte er das Beamtenfeld beackern, im Sommer Heu und Getreide einern, im Herbst das Korn ausdreschen und im Winter in seinem Anspann das Ausgedroschene nach der Stadt fahren. Jeder Dorfschaft wurde nach der Einwohnerzahl, sowohl bei der Düngersuhr, wie bei dem Heu- und Getreidemähen, ihre Anzahl Morgen zugewiesen, die sie zu bearbeiten hatte.

Der Verlust so vieler Tage für die Beackung des eigenen Landes, die lange, oft meilenweite Reise, die

inhumane Behandlung, die oft zwecklose Rückkehr, wenn das Scharwerk wegen nachteiliger Witterung abgesetzt wurde, alles dieses machte den Frondienst zu einer drückenden Last.

Wie drückend dieser Dienst dem armen Volk geworden, hat sich sogar in seinen Gesängen kundgetan. Ein Volkslied von damals lautet: Wer Kummer will erleben und bittere Tränen trocknen, die werde Braut und werde des Scharwerkersohnes Gattin. Hinaus zum bunten Hofe. Er wird zum Scharwerk gehen und mich zurück in Tränen lassen bei der Quirdel."

Daneben gab es noch Handwerker mannigfacher Art. Ihre Zahl hatte sich im Laufe der Jahre sehr erhöht. Ein verhältnismäßig junges Handwerk in unserem Kirchspiel ist eigenartigerweise der Beruf eines Müllers. Tatsächlich wird uns in der Chronik berichtet, daß bis zum Jahre 1740 im Kirchspiel keine Mühle vorhanden gewesen ist. Seit jenem Jahre gibt es in Kuffen einen Windmüller mit Namen Koch. Von jener Zeit wird uns berichtet, daß im ganzen Kirchspiel 226 Handwerker ihr Gewerbe betrieben, in Kuffen allein zählte man deren zwölf. Die Zahl der Krüge ist auf zehn bei uns gestiegen. Eggeningken, Grünkrug, Brußen und auch Wassantlehmen haben ihre eigenen Wirtschaften erhalten. Diese Tatsache ist fraglos ein Zeichen dafür, daß mehr Handel und Wandel bei uns herrschte als ehemals. Auch sonst sind sichere Anzeichen dafür vorhanden, daß das Geld nicht mehr so knapp ist. Die Kirche hat ein beachtliches Vermögen, und auch die Tatsache, daß in unserer Kirche damals fast 700 Plätze gegen ein Jahresgeld fest vermietet sind, läßt darauf schließen, daß unsere Vorbäter das Geld für diesen Zweck gehabt haben.

An Arbeitsleuten werden 122 Knechte, 132 Mägde, 18 Losleute und 35 Hirten im Kirchspiel genannt. Die einzigen Beamten unter der Bevölkerung des Kirchspiels waren Pfarrer und Lehrer, aber auch sie waren immer noch durch die Art ihrer Besoldung mehr mit den Landleuten verbunden als heute.

Eigentlich ist es spaßig zu lesen, wie sehr sich die damaligen Einwohner gegen die Anlegung von Gärten gewehrt haben. König Friedrich Wilhelm I. muß seine Untertanen dauernd ermahnen, Obst- und Küchengärten anzulegen.

Es ist ein ausdrücklicher Befehl nötig, daß die Dörfer durch Zäune und Gräben abgeschlossen wurden. Bei Strafe der Festungshaft mußte das Verbrennen der Zäune verboten werden. Dabei waren Zäune zum Schutze der Gehöfte dringend nötig, denn in unserer damals noch walddreichen Gegend war die Wolfsplage im Winter sehr groß. Eindringlich werden die Leute ermahnt, fleißig auf die Wolfsjagd zu gehen, weil daselbst mehr Wölfe denn Schafe sind.

Ein schrecklicher Winter

Da wir gerade bei den Wölfen sind, erbittet sich der Chronist noch einmal das Wort: „Im November des Jahres 1740 trat gleich im Anfange des Monats eine strenge Kälte ein, die anhielt und den 9. Januar ganz unerträglich wurde. Reisende erfroren unterwegs, viel Vieh kam in den Ställen um, Sperlinge fielen tot von den Dächern, Wölfe kamen in die Dörfer. Am 10., einem Sonntage, waren die Straßen und Kirchen leer, weil niemand ohne größte Not vom Ofen ging. Den 11. waren einigem Geinde beim Tränken des Viehs Gesicht, Ohren, Nase oder Finger erfroren. Diese Kälte hielt bis zum 20. Januar an, doch hörte man nach dem 13. nichts mehr von dem plötzlichen Erfrieren. Im Februar kam die heftige Kälte wieder, besonders vom 4. bis 8. Der Pfarrer berichtet, daß viele Schulkinder die Hände und Füße erfroren haben. Die Schulmeister klagen, daß sie nicht mit Holz austämen, besonders da die Lehmwände der Schulhäuser noch naß wären. Erst Ende Mai schlugen die Weiden aus, die Obstbäume waren fast alle zu Grunde gerichtet, daß meiste Leben zeigten die Kirichen, diese hatten auch einige Blüten, brachten aber keine Früchte. Pferde und Vieh waren kraftlos, das Saatgetreide war verfüttert. Anfangs Juni war der Acker noch so naß, daß nicht gepflügt werden konnte.“

Seide aus Kuffen?

Fast wären bei uns im Kirchspiel Seidenfabriken entstanden, ja fast! — Nun, Scherz beiseite! Wir alle haben gewiß schon von den Bemühungen des großen Preußenkönigs gehört, den Wohlstand des Landes durch Anbau von Maulbeerbäumen und damit durch Seidenraupenzucht und Seidengewinnung zu heben. Diese Bestrebungen haben auch bei uns Niederschlag gefunden. Schon 1764 wird bei der

Kirchenvisitation nach der Anpflanzung von Maulbeerbäumen gefragt, 1774 sollen die Kirchhöfe mit Maulbeerbäumen bepflanzt werden.

Im Jahre 1776 wurden an die Geistlichen zur Weiterleitung an die Bewohner des Kirchspiels Maulbeersamen und Seidengrüns verteilt. Doch der Anbau der Maulbeerkulturen machte offenbar nur schlechte Fortschritte, denn im Jahre 1790 wird ein scharfes Edikt wegen der Maulbeerbäume erwähnt: die Pfarrer und Schulmeister sollten die Pflege der Maulbeerbäume mit mehr Eifer betreiben.

Doch bei der Einführung der Maulbeerpflanzungen ging es nicht so gut wie früher bei der Einführung der Kartoffelpflanzungen. Ob klimatische Verhältnisse oder die Unkenntnis der Behandlung dieser Kulturen oder noch andere Gründe die Einführung der Maulbeerbaumpflanzungen verhinderten, wir wissen es nicht. Tatsache ist jedenfalls, daß aus der Seidenraupenzucht trotz behördlicher Hilfe und trotz behördlicher Strafandrohungen in unserer Heimat nichts geworden ist. Schade darum!

Und wieder sind hundert Jahre vergangen

Der deutsch-französische Krieg von 1870 bis 1871 war zu einem glücklichen Ende gebracht, und das Deutsche Reich war wieder entstanden. Wirtschaftlich brachten die nächsten Jahre die unerfreuliche Erscheinung der Gründerzeit. Unternehmungen entstanden auch ohne solide Grundlagen und vergingen dann natürlich wieder sehr schnell. Die Vertrauensgrundlage der deutschen Unternehmungen war auf lange Zeit erschüttert. Wenn wir unserer Kirchenchronik folgen, dann hatten diese Jahre bei uns einen eigentümlichen Niederschlag. Wir lesen: „Ungefähr in den Jahren von 1870 bis 1887 wurde hier in Ruffen sehr viel gestohlen, es verging kaum eine Woche, wo nicht ein neuer Diebstahl ausgeführt wurde. Gestohlen wurde alles, was Wert hatte, Geld, Kleider, Lebensmittel, Fleisch aus dem Rauchfang, Wäsche, Leinwand, Garn von der Bleiche, Getreide aus verschlossenen Scheunen, Gänse, sogar die Schafe im verschlossenen Stalle waren vor den Dieben nicht sicher. Ruffen wurde schon verrufen durch das Stehlen, es hieß schon das verstohlene Ruffen. Obgleich die Polizei oft Haus-

suchungen hielt, wurde meistens nichts gefunden. Es sah schon so aus, als wenn das halbe Dorf aus Angst vor den Spießbuben oder aus Gewinnsucht Hehlerdienst leistete. Als auch auf dem Pfarrhof oftmals gestohlen wurde, wurde hier auf dem Hofe allein ein Nachtwächter angestellt. Auf dem Gutshofe des Herrn Schmalz hielten die Injunkte die Nachtwache, und im Dorfe war immer ein ständiger Nachtwächter. Trotzdem hörte das Stehlen nicht auf, und die Bauern hatten schon Furcht, in der Nacht auf ihren Hof zu gehen, bis endlich einmal den Dieben das Handwerk gelegt wurde. Bei einem Einbruch im Speicher des Kaufmanns Herrn Gottlieb Rohrmöjer im Mai 1887 wurde ein Spießbube namens Rausch von Rohrmöjer erschossen, ein zweiter wurde festgenommen und bekam drei Jahre Zuchthaus. Da hörte das Stehlen auf, das schon zu einer richtigen Landplage geworden war.“

Mit einem mehr erfreulichen Kapitel wollen wir diesen Abschnitt der Chronik beschließen. Obgleich Ruffen schon ein altes Kirchdorf ist, waren die Wegeverhältnisse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hier überall sehr schlecht. Die Bauern konnten ihr Getreide nur in den Wintermonaten bei Frost und Schlittweg nach Insterburg oder Tilsit fahren. Dann fuhr meist das ganze Dorf zusammen und blieb mehrere Tage, oft eine ganze Woche von Hause fort.

Überall herrschte daher große Freude, als im Jahre 1851 mit dem Bau der Steinhaußee von Pilskalen über Henskißken nach Tilsit begonnen wurde. Im Jahre 1875 und 1876 wurde die Steinhaußee durch Ruffen bis Gumbinnen gebaut, und da bekam unser Dorf selbst auch eine schöne feste Straße.

Die Meinungen über den Gang der neuen Chaussee waren damals sehr verschieden. Es gab schon gute Gründe, daß man der alten Landstraße von Henskißken gefolgt wäre. Wenn schließlich die Chaussee nun doch weiter östlich das Dorf durchquerte, so hat das auch seine Gründe gehabt. Aber unser alter Freund kann auch einmal verschwiegen sein. Der Straßenbau ging weiter, und im Jahre 1893 wurde die Grandchausee von Ruffen nach Mallwißken gebaut.

Im Jahre 1896 wurde die Rieschausee von Johannisberg durch Ruffen und Brußen bis Pilskalen gelegt.

Bei dieser Gelegenheit kam ein lang ersehnter Wunsch der Ortsinsassen zur Erfüllung. Die Dorfstraße selbst, die von Westen nach Osten geht, wurde reguliert und gepflastert. Bis dahin war diese Ortsstraße bis zur neuen Steinchauffee mit knietiefem Sand bedeckt, und Frachtfuhrwerke konnten nur vierspännig durchkommen. Andere Wegebauten folgten bis in die neueste Zeit hinein. So waren die Straßen beschaffen, und die Fahrräder und Automobile sind dann auch gekommen.

Mehr will unser alter Freund davon nicht erzählen. Wer noch mehr wissen will, mag nach Kuffen kommen und dort die Chronik lesen. Ganz zum Schluß möchte unser alter Freund seinen Geburtstagswunsch aussprechen: „Fest und unerschütteret möge unsere Kirche stehen, klar und rein möge das ewige Gotteswort vom Heiland aller Menschen in ihr verkündigt werden, wie es 350 Jahre hindurch geschehen ist. Das walte Gott!“